

Monnè: Schmach und Ärger

Ahmadou Kourouma

Monnè: Schmach und Ärger

Roman

Aus dem Französischen von
Vera Gärtling

diaphanes

Originaltitel: *Monnè, outrages et défis*

© Les Éditions du Seuil, 1990

Die Übersetzung aus dem Französischen wurde mit Mitteln der
Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia unterstützt durch litprom –
Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika e.V.

1. Auflage 2013

© diaphanes, Zürich-Berlin

www.diaphanes.net

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: 2edit, Zürich

Druck: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-03734-323-4

Für meine Tochter Aïssata, Nathalie

Eines Tages fragte der Hundertjährige den Weißen, wie sich das Wort *monnè* auf Französisch anhöre. »Kränkungen, Herausforderungen, Verachtung, Beleidigungen, Erniedrigungen, rasende Wut, es ist all das auf einmal, ohne dass eines dieser Worte es wirklich übersetzen könnte«, antwortete der Toubab und fügte hinzu: »Tatsächlich gibt es bei uns Europäern keinen Ausdruck, der das Malinke-Wort *monnè* vollständig wiedergibt.«

Da es in ihrer Sprache das Wort nicht gab, folgerte der Hundertjährige, dass die Franzosen keine *monnew* kannten. Und dass es ein Volk gab, ein nazarenisches noch dazu, das all diese Kränkungen, Herausforderungen und Verachtungen, unter denen er und sein Volk so sehr litten, nicht durchlebt hatte und nicht kannte, blieb für ihn sein ganzes Leben lang ein Wunder, Quelle und Anlass tiefen Nachdenkens.

Erster Teil

1 Ein Mann, der aus dem besten Lehm geformt ist, aufrichtig, mildtätig und ein Frühaufsteher

Schon zeichneten die Geier Arabesken an den weiten Himmel von Soba. In den Blutpfützen lagen mit zerschnittenen Kehlen Ochsen, Schafe, Hühner auf dem gesamten Opferplatz. Es war zu viel Blut und das war schon jetzt berauschend.

»Blut! Mehr Blut! Opfer! Mehr Opfer«, befahl der König Djigui noch immer.

Kopflos eilten die Schergen und gedungenen Mörder in die Stadt, zwangen in allen Höfen die Menschen zum Opfern. Es kamen immer mehr Geier. Eine schwarze Wolke verdunkelte den Himmel, die Dächer bedeckten sich mit schwarzen Schleiern.

»Blut! Alle Arten von Blut! Opfer! Alle Arten von Opfern!«

Die Schergen begriffen; es fehlten Menschenopfer. Sie stiegen in die Viertel am Stadtrand hinab, raubten drei Albinos und schächteten sie auf den Senufo-Altären der umgebenden heiligen Wälder. Das war ein Fehler ... Der Rauch des menschlichen Blutes vermischte sich mit dem der Tiere und störte das Universum auf. Die trunkenen Geier stießen auf die kopflosen Opferpriester herab und der bestürzte König schrie:

»Lasst ab, lasst die Messer ruhen!«

Die befragten Orakel, Sandleser, Kaurimuschel- und Knochenwerfer wiederholten ihren Urteilsspruch: Der Fortbestand war nicht gewährt.

»In Allahs Namen, was wollen denn die Manen der Keita?«, fragte Djigui verzweifelt, als er in den Bolloda zurückkehrte (Bolloda war der Name, mit dem das Volk die Halle und den Palaverplatz bezeichnete:

den Palast, den königlichen Hof und im weiteren Sinne auch die Macht, die Gewalt und die Willkür der Könige von Soba). Zwei Tage und zwei Nächte lang schlief er. Am dritten Morgen erwachte er mit neuem Schwung und beugte die zahlreichen Gebete, die er schuldig war. Nachdem er das *alphatia* gesprochen hatte, befahl er:

»Trotzen wir. Blut, Opfer, mehr Opfer!« Die Schergen und gedungenen Mörder eilten erneut in die Höfe und Hütten. Das Volk wurde aufgescheucht und auseinandergetrieben. Alle opferten. Überall, hinter den Hütten, entlang der Pfade und Flüsse, am Fuße der Kapokbäume und der Berge. Auf den öffentlichen Plätzen und den Vorplätzen der Moscheen wurden Opfer dargebracht. Die Vögel tauchten wieder auf; das Gebrüll der wilden Tiere erklang drohend. Djigui hatte beschlossen, zu trotzen, herauszufordern. Er ignorierte die Tabus; das Gemetzel ging weiter ... Nur einen Augenblick. Wie auf ein Zeichen hin stießen die Vögel herab und die wilden Tiere sprangen auf die Stadtmauer. Die verängstigten Opferpriester heulten auf und verbarrikadierten sich in ihren Hütten, um dem Tod zu entgehen. Dieses Mal war das aufgebrachte Universum endgültig aus den Fugen. Selbst die wilden Tiere der Nacht waren im hellen Sonnenschein herausgekommen.

Die Seher und die Marabuts wurden befragt. Das Urteil blieb dasselbe: Der Fortbestand der Dynastie war noch immer nicht gesichert.

Djigui wurde wütend – das geschah nur selten – und schwang sich auf sein Pferd; an der Spitze seines Gefolges durchstreifte er die Hauptstadt, holte die Einwohner aus den Hütten und ließ sie sich auf dem Vorplatz der großen Moschee und auf dem Marktplatz versammeln. Mit den weisesten Marabuts schloss sich Djigui im Schiff der Moschee ein.

»Da sich die Geister der Ahnen als unfähig erweisen, uns zu geben, was wir wollen, bitten wir Allah darum. Ich befehle allen, zum Allmächtigen zu beten. Er wird den Fortbestand gewähren oder wir sterben alle im Gebet.«

Alle beteten. Den ganzen Tag, die ganze Nacht. Einige Augenblicke vor dem ersten Hahnenschrei hörten Djigui und mehrere weise

Marabuts ganz deutlich: »Der Fortbestand ist gesichert ... gesichert für die Dynastie der Keita. Sie wird über Soba regieren, solange noch eine einzige Hütte der Stadt aufrecht steht ... gesichert ... aufrecht ... aufrecht. Gesichert ... eine Hütte aufrecht steht.«

Triumphierend trat Djigui heraus, um dem Volk zu verkünden, dass das Gebet erhört worden war. Majestätisch schwang er sich auf sein Pferd – die Schergen folgten ihm. Er durchquerte die Stadt, warf sich hin und versank in einen Schlaf, der zwei Tage und zwei Nächte dauerte. Das war nicht zu viel für einen Mann, der einem unüberwindlichen Schicksal versprochen worden war und der gerade zum ersten Mal sein Geschick berichtet hatte.

»Djigui! Djigui Keita, König von Soba, das Land, das Ihr erbt, ist ein vollendetes Werk. Es bleibt kein einziges *monnè*«, hatten die Griots am Tag seiner Krönung gesungen.

Djigui hatte ihnen geglaubt. In den ersten Tagen seiner Herrschaft hatte er eigentlich nichts getan, außer eine große Zahl Jungfrauen zu ehelichen – er war der Schönste und der Stärkste. Sich von den Speichelleckern und Griots feiern zu lassen – er war der Größte. Seine Sklaven zu Schergen und gedungenen Mördern zu machen – er war der Klügste im ganzen Manding. Wie jeder junge Malinke-Fürst war er auf die Jagd gegangen. Im Busch sah man oft, dass er noch vor den Hunden beim erlegten Wild eintraf. Dies waren die einzigen Verrichtungen, mit denen er sich beschäftigt hatte. Er, unser König, hatte regiert, ohne die Opfergaben und Almosen zu segnen, die in seinem Namen an die Armen verteilt wurden. Ohne ein einziges Urteil der verlogenen Richter aufzuheben. Er hatte gelebt, ohne die Weisen und Opferpriester zu konsultieren. Ohne fünfmal am Tag zu beten. Ohne die Geister der Ahnen zu ehren.

Zum Glück für das Schicksal des Manding und für das unsere – Allah sei dafür gelobt – war Djigui aus gutem Lehm geformt, aus gesegnetem Lehm. Schnell war er dieses frivolen Lebens überdrüssig geworden, das des Königs eines Landes nicht würdig war, welches von Allah so sehr geliebt wurde wie das unsrige.

Eines Nachmittags war er aufgestanden und hatte sein Pferd bestiegen. »Mir nach«, hatte er zu seinem Gefolge gesagt, »ich werde mein ganzes Königreich kennenlernen, ich will diese vollkommene Welt, die mir vererbt wurde, bis in jede Einzelheit kennen.«

Vom ersten Schritt an hatte die Reise dem jungen König die Augen geöffnet. »Lügereien, alle, alle haben mich angelogen.«

Die Wahrheit war, dass im Manding seit Jahrhunderten nichts erneuert worden war. Das Land war ein brachliegendes *lougan*, eine verlassene Hütte, von der das Dach in Fetzen hing und deren rissige Wände einbrachen. Alles war rückständig und wurmstichig. Das Erbe war eine überkommene Welt, die archaische Griots in veralteten Worten beschworen.

Die Dämmerung hatte ihn und seine Begleiter in einem Bergdorf überrascht, wo die Einwohner sie empfangen und mit ihnen das letzte Gebet gebeugt hatten. In der Nacht hatte ihn ein Traum geweckt: Er kam zu spät; ein Windstoß näherte sich, dem das Land nicht standhalten konnte. Er hatte seine Begleiter mitten in der Nacht wecken lassen und sie waren nach Soba zurückgekehrt. In derselben Nacht hatten die Hexer, die Marabuts, die Wahrsager und die Weisen gehandelt. Der Traum sei eine Warnung, er kündige eine Gefahr an, die sie, Marabuts, Hexer und Weise, nicht sahen oder fühlten. Der König hatte ihnen aufgetragen, den Himmel zu betrachten; niemand hatte in den Wolken die Zeichen jener herannahenden Gefahr gesehen, die Djigui wahrnahm. Er hatte ihnen befohlen zu horchen; Djigui war der Einzige, der die Schreie hörte, die das Echo der flüsternden Winde vom Berg mitbrachte. Er hatte sie weggeschickt, hatte geschrien: »Das Land geht verloren und ihr, die Hüter seines Schicksals, ahnt das nicht voraus«, hatte sich dann an die Erde gewandt, indem er sie mit beiden Händen schlug und umarmte, hatte sich an den Himmel gewandt, indem er Augen und Arme erhob; »Ihr seht es selbst, große Manen der Keita! Hört selbst den Allmächtigen! Sie sind verloren. Helft mir.«

Am Morgen war er in aller Eile losgegangen: sich retten, die Macht retten, und hatte den Kampf begonnen, um, komme, was wolle, den

Fortbestand der Dynastie zu sichern, der Dynastie der Keita, der Könige von Soba, deren Totem das Flusspferd ist. Zuerst mit Opfern, dann mit Gebeten. Die Opfer waren umsonst gewesen; die Gebete hatten den Triumph gebracht.

Jeder andere hätte sich nach dieser Leistung zum Propheten erklärt, hätte sich alles erlaubt, hätte sein leichtes Leben von zuvor wieder aufgenommen. Allah sei gelobt! Djigui war nicht nur aus gutem Lehm geformt, er war auch aufrichtig, mildtätig und ein Frühaufsteher. Eigenschaften, die niemals enttäuschen! Die Frühaufsteher sehen früh und weit; Djigui hatte erkannt, was sich an den Schwellen des Königreichs abspielte. Die Aufrichtigen hören richtig und klar; Djigui hatte über den Dithyramben der Griots das ferne Röcheln gewisser leichtsinniger Völker vernommen. Die Mildtätigen ahnen schnell und deutlich voraus; Djigui hatte vermutet, dass sein Leben ein Schicksal des *monné* sein würde. Er beschloss, sich darauf vorzubereiten. Durch das Gebet, durch Opfer und Barmherzigkeit, durch Mut und Unmenschlichkeit gegen die Bösen.

Wir waren stolz, ihn sich formen zu sehen, sich entfalten und verhärten; er wuchs und breitete sich aus. Das ganze Manding sprach von ihm und weil es so häufig beschworen wurde, wurde er unaussprechlich und mannigfach; er erwarb die Fähigkeit, so viele wundersame Dinge zu tun. Er war allen anderen immer einen Tag voraus; er stand vor dem Hahnenschrei auf, betete und meditierte lange.

Eines Nachts nach dem Wecken, während er seine rituellen Waschungen erledigte, dachte er an den Boten. Als er zu beten begann, konnte er das Bild des Boten nicht verdrängen. Auch mitten im Gebet erschien ihm weiterhin das Gesicht des Boten und es begann ihn zu verfolgen; »Der Bote kommt!«, schloss Djigui daraus. Schnell verwandelte sich die Überzeugung in Gewissheit. Er fühlte ihn sich der Stadt nähern; zu jedem Zeitpunkt war er in der Lage, die Distanz abzuschätzen, die den Boten vom Bolloda trennte. In den frühen Morgenstunden hörte er mit seinen zwei Ohren, genau wie man es ihm so oft beschrieben hatte, das ferne Getrommel des Trabs, der die Stadt erreichte und sich

dem Palast näherte. Djigui legte seinen Gebetsteppich zurück, stand auf und kam zum selben Zeitpunkt wie der Reiter an der Pforte des Bolloda an.

Er war es! Der Bote trug alle Erkennungszeichen, die man ihm beschrieben hatte: die Körpergröße und den vollen Bart ... das Pferd, den Rotfuchs ... den roten Sattel ... den großen arabischen Säbel in der roten Scheide ... den roten Fes ... die roten Stiefel; die rote Umhängetasche ... rot ... rot ... rot.

Djigui konnte sich nicht irren; seine Schergen und Hexer, die sich an der Pforte des Bolloda zu ihm gesellten, zweifelten auch nicht. Sie begannen mit den Exorzismus-Maßnahmen, die jeder ebenso gut kannte wie die Liturgie der fünf täglichen Gebete.

Es war im 12. Jahrhundert gewesen, als Tiéwouré, der größte Seher, den das Manding hervorgebracht hatte, einem Vorfahren Djiguis verkündet hatte: »In den frühen Morgenstunden wird eines Tages ein Reiter die Pforte dieses Palastes erreichen. Ein Bote. In Rot wird er von Kopf bis Fuß gekleidet sein. Der regierende Keita wird ihn erkennen müssen. Die Sklaven des Hofes werden wissen müssen, wie man ihn exorziert. Wenn der König ihn nicht erkennt, wenn die Sklaven ihn nicht exorzieren ... Ein großes Unheil: das Ende der Ahnenreihe der Keita, das Ende von Soba.«

Diese Vorhersage war von anderen Sehern bestätigt und präzisiert worden und die Keita hatten sich immer gut vorbereitet, um den Boten zu empfangen. Ihn zu erkennen war ein wichtiges Lehrfach im Ausbildungsprogramm der jungen Prinzen. Seit Jahrhunderten machten die Sklaven des Hofes am ersten Mittwoch jedes Monats Exorzismus-Übungen.

Im Einzelnen waren das hochkomplizierte Praktiken, die aber im Prinzip darauf hinausliefen, den Boten zu bezwingen, bevor er auch nur ein einziges Wort ausspräche. Ihn aus der Stadt zu bringen. Die Erkennungszeichen wie die vielen anderen Symbole in Augenschein zu nehmen. Sie zu entfernen, zu sammeln und mit esoterischen Objekten wie Spinnweben zu vermischen. Alles zu verbrennen. Die Asche

Handvoll für Handvoll in achthundertachtundachtzig verschiedenen Löchern auf dem Gipfel des Kouroufi-Hügels zu begraben.

Der exorzierte Bote kam von Sklaven begleitet, von Kopf bis Fuß neu eingekleidet, mit verbundenen Augen und auf den Rücken gefesselten Armen, auf einem weißen Pferd, das weiß gesattelt war, im Bolloda an.

Vor dem Bolloda, unter seinem Palaverbaum, wartete Djigui, der König des Landes von Soba im Manding, auf seinem Thron und in seinem Prunkgewand: »Sei willkommen, Bote! Du bist in ein Land des Glaubens, der Gastfreundschaft und der Ehre gekommen«, grüßte Djigui mit lauter und sicherer Stimme, sichtlich zufrieden mit sich, weil er auf der Höhe der Ereignisse gewesen war. Die Griots wiederholten und kommentierten die Grußworte des Königs. »Nicht dich als Individuum wollten wir überwältigen, sondern nur unschädlich machen, was du als Hexer bei dir trugst. Bindet ihn los!«

Der nun frei bewegliche Bote kniete erschrocken nieder:

»Acht Sonnen und Abende lang reiste ich, um Euch zu verkünden, dass die Toubabs von ›Fadarba‹ in den Süden herabkommen.« (Mit »Fadarba« war Faïdherbe gemeint, der französische General, der den Senegal befehligte.)

»Wir sind vor Jahrhunderten gewarnt worden und haben dich erwartet.«

»Sie sind unbesiegbar.«

»Lüge. Dreh dich um und sieh hinter dich.« Der Bote drehte sich um und betrachtete den Hügel. »Sie werden ihn nicht überqueren können, wenn sie nicht die unmögliche Aufgabe erfüllen, deine Wirkung wiederherzustellen. Sie werden auf Kouroufi kleben bleiben wie Vögel in der Falle.«

»Das ganze Manding-Land wird ein Ort der Ketzerei werden.«

»Noch eine Lüge! Das Land, über das dein Blick gerade schweifte, wird ein Ort des Glaubens bleiben. Allah!, sein Name sei für immer gepriesen, wird niemals zulassen, dass ›Nazara‹-Toubabs über das Land Soba verfügen.«